

Sven Matthias

Am Ende ein Lächeln

Eine Novelle aus der Hörspielwelt der Windsängerin

Der Schnee knirschte leise, als ihre Knie das frisch gefallene Weiß berührten. Mayra seufzte und legte ihre Hand zärtlich auf den Grabstein. Dann erspürten ihre Finger den in Stein gehauenen Namen. Sie stellte sich vor, ihm liebevoll über die Wange zu streicheln. Dachte an sein Lächeln, in das sie sich sofort verliebt hatte.

Sie wünschte sich, dass diese Geste ihn erreichen würde, wo immer er jetzt war. Dass er darum wusste. All ihr Sehnen. Ihre Trauer. Und ihre Einsamkeit. Der Zweifel hatte sich unerbittlich in ihre Seele gefressen.

Der Glaube an eine höhere Macht, an einen Gott, von dem sie zeit ihres Lebens dachte, dass er seine Hand schützend über sie halten würde, waren dem Wissen um eine tiefe Dunkelheit gewichen.

Einer Finsternis, die ihren Heimatort Westonbridge lange und gnadenlos umklammert hielt. Zahlreiche Opfer forderte.

Steve war das letzte von ihnen gewesen. Gerissen von den Wölfen, die des Nachts für so lange Zeit die Insel heimgesucht hatten. Hinter deren Gestalten sich die ruhelosen Seelen der vom Fluch getroffenen oder im Dünensand vergrabenen Menschen verbargen. Geführt vom Gesang der Windsängerin, getrieben vom Hass auf die Bewohner der Insel. Trüge sie noch den naiven Glauben der Vergangenheit in sich, so hätte dieser ihr nun Trost spenden können. So blieb ihr jedoch nur die Kälte des jungen Winters. Und ein grauer Stein mit seinem Namen darauf.

Sie berührte ihren Bauch, in dem das Einzige heranzuwuchs, das ihr von ihm geblieben war. Zuerst hatte sie nicht glauben können, dass sie wirklich schwanger war. Seit langer Zeit hatte es keine Schwangerschaft mehr in Westonbridge gegeben. Und keine Kinder. Sie war die erste Frau im Ort, die wieder ein neues Leben unter ihrem Herzen trug. Ein untrüglicher Beweis dafür, dass die Finsternis fort war.

Einige Bewohner hatten Haddington Island inzwischen verlassen. Etwas, das sie zuvor nicht gehen ließ, war verschwunden.

Doch auf die Erleichterung folgte augenblicklich eine bedrückende Stille.

So standen immer mehr Häuser leer und statt neuem Leben und Kinderlachen schien sich der Schnee wie ein Leichentuch über alles zu legen. Eine gespenstische Ruhe und ein sterbendes Dorf.

Es war ihr früher nie in den Sinn gekommen fortzugehen. Auch jetzt, wo sie hin und wieder daran dachte, ob dies nicht der beste Zeitpunkt sei, an einem anderen Ort ein neues Leben anzufangen, verdrängte sie diesen Gedanken sofort.

Sie konnte nicht gehen. Das wäre töricht und egoistisch, vor allen Dingen wegen Baxter. Sie war noch sehr jung gewesen, als ihre Eltern gestorben waren.

Sie waren auf dem Festland gewesen, um dort frisches Viehfutter für den Hof einzukaufen. Doch auf dem Weg zurück nach Haddington Island war das Schiff in einen Sturm geraten und gesunken. Sechs Menschen starben, darunter auch ihre Eltern. Der Tod hatte das Band der Geschwister somit schon früh zu einer tiefen Verbundenheit gewoben. Sie hatten einander. Und diese Nähe gab ihnen Kraft, viele Hürden zu überstehen, auch wenn sie dabei nicht immer einer Meinung waren und häufig unterschiedlich mit den Herausforderungen des Alltags umgingen.

Baxter trug eine Wut in sich, die sich schnell gegen alles richtete, das ihn verunsicherte, oder ihn und

seine Schwester bedrohte. Häufig schien er zu glauben, mit einem Schrei jede Hilflosigkeit aus sich hinaus brüllen zu können. Oft genug war sie es, die ihn dann wieder zur Ruhe brachte. Oder aber ihm die Stirn bot. Sie wusste, dass seine Wut aus der Erfahrung herrührte, zu früh zu viel Verantwortung getragen zu haben. Für den Hof und die Schenke, die er geerbt hatte, und so weiterführte, wie es sich Mutter und Vater sicherlich gewünscht hätten. Für sie waren die Erinnerungen an die Eltern nicht viel mehr als ein blasses, farbloses Bild. Ein Porträtfoto auf dem Schreibtisch ihres Bruders.

Mayra blickte in die Ferne. Sie sah die Bäume, auf deren knochigen Zweigen der Schnee lag. Sah den schmalen Weg, der vom Friedhof der Kirche aus hinunter nach Westonbridge führte. Das Licht der Abenddämmerung ließ die weiße Pracht glitzern wie kleine Diamanten. Es war der erste Winter ohne die Wölfe. Ohne die ständige Angst vor dem Fluch der Windsängerin. Und ohne die Gestalt der Muschelfrau. Sie hatte einige Zeit gebraucht, um beim Anblick einer Gruppe von Krähen keine Panik mehr zu empfinden. Und wann immer sie einen Schwarm erblickte, ging sie ihm zur Sicherheit lieber aus dem Weg. Die Ereignisse der letzten Jahre waren wie ein böser Traum, doch die Erinnerung war nur zu real und begleitete sie täglich.

Jedes Mal, wenn sie an das zurückdachte, was sie geliebt und verloren hatte. Ja, all das war wirklich passiert. Keine Illusion. Kein erlösendes Erwachen. Aber Hoffnung. Ein neues Leben, das in ihr heranwuchs.

Seufzend stand sie auf und beschloss, zurück in den Ort zu gehen.

Sie bemerkte erst jetzt, dass es zu schneien begonnen hatte.

Die frischen Flocken klebten an ihren Wimpern und verschleierten ihren Blick.

Das kleine Tor zum Friedhof schloss sich quiet-schend hinter ihr. Sie mochte das Geräusch, dass der Schnee unter ihren Füßen machte, wenn sie hindurch schritt. Es war still, nur der Wind rauschte leise und ließ dabei große Schneeflocken wie in einem letzten Tanz durch die Luft zu Boden gleiten. In einem der Büsche raschelte es, etwas schien sich darin zu bewegen. Sie blieb rasch stehen, kniff konzentriert die Augen zusammen. Die Sonne war fast schon untergegangen und es wurde um diese Jahreszeit schnell dunkel.

Sie spürte das vertraute Gefühl der Angst in sich aufsteigen, deren eiskalte Hand sich auf ihren Nacken legte. Ihr Herzschlag beschleunigte sich und ihr Atem wurde flacher. Sie hatte sich in den letzten Tagen häufiger beobachtet gefühlt, ohne zu

wissen, woher genau dieses Gefühl kam. Ein junges Eichhörnchen sprang unter dem Gehölz hervor und kletterte geschwind auf den dahinter liegenden Baum. Sie atmete erleichtert auf und zwinkerte dem kleinen Geschöpf, das sie argwöhnisch von einem der oberen Zweige aus betrachtete, mit einem Lächeln zu. Bei jeder schnellen Bewegung rieselte der Schnee von den Ästen zu Boden. Dann sprang es hastig fort und verschwand im knochigen Buschwerk.

*

„Da bist du ja endlich!“, sagte Baxter mit vorwurfsvoller Stimme, als sie das Wirtshaus betrat. „Heute ist einiges los.“

Sie sah sich um und erkannte vertraute Gesichter an gewohnten Plätzen. Wie die von Franklin Meyer und seiner Frau Phyllis, die damals zu den ersten Bewohnern gehörten, deren Töchter Opfer des Fluches wurden. Eine fiebrige Krankheit, an der innerhalb von wenigen Wochen fast alle Kinder des Ortes gestorben waren. Leon Miles hatte seinen Lieblingsplatz nahe am Kamin in Anspruch genommen, und starrte tief in Gedanken versunken in die tänzelnden Flammen. Seine Frau hatte den Tod ihres Sohnes nie verwunden und war vor

einem halben Jahr verstorben. Auch wenn der Fluch gebrochen war, so erfüllten den Raum der Schenke Gestalten, die er berührt hatte. Mayra fragte sich, ob es vielleicht die Gemeinsamkeit an diesem Ort war, die ihnen etwas Trost vor zurückliegenden Tragödien spendete. Warum sonst blieben sie auf dieser Insel? Hatten nicht längst ihre Sachen gepackt und an einem besseren Ort ein neues Leben angefangen? Vielleicht erging es ihnen ja wie ihr. Sie konnten nicht gehen, weil es Belange gab, die sie hier festhielten. Erinnerungen und Verpflichtungen. Sie waren nun selbst für ihre Zukunft und ihr Lebensglück verantwortlich. Es gab keinen Fluch mehr, den man für Leid und Kummer als Schuldigen vorführen konnte.

„Mayra?“ Baxters ungeduldig klingende Stimme riss sie aus ihren Gedanken. „Was ist denn jetzt?“

„Entschuldige“, sagte sie beschwichtigend. „Ich hole sofort meine Schürze. Was kann ich tun?“

„Ich glaube, Cole will bestellen und wir haben fast keine sauberen Krüge mehr.“

Sie nickte wortlos, griff das abgetragene Kleidungsstück, das an der Seite des Tresens hing, knetete eilig das Bündchen zu und schritt zurück in den gut besuchten Schankraum, an dessen Wänden das flackernde Licht des Kaminfeuers tanzte. Cole Williamson gehörte nicht zu ihren Lieblingsgästen.

Er war jähzornig und stank nach Schweiß und Alkohol.

Sie bezweifelte, dass es irgendjemanden im Ort gab, der den alten Schmied überhaupt leiden konnte. Seit Steve nicht mehr lebte, warf er ihr ungehemmt lüsterne Blicke zu, und bei jeder Gelegenheit versuchte er, sie anzufassen.

„Na, meine Hübsche?“, sagte er und grinste. Sie fühlte sich schmutzig dabei.

„Was kann ich für dich tun?“ Sie bereute die Frage sofort.

„Oh, mir würde da schon so einiges einfallen“. Wieder dieses abstoßende Grinsen.

Sein ergrautes Haar hing ihm in Strähnen ins Gesicht. Der Bart ungepflegt und verschmutzt. Die knollige Nase rot und sein Mundgeruch ließ sie flach atmen. Es gab wenige Gestalten im Ort, die sie abstoßender fand als Cole Williamson. Dabei war es nicht einmal sein Äußeres, das sie abschreckte. Es war seine innere Gebrochenheit. Es schien ihr, als habe er es schon lange aufgegeben, an Gut oder Böse zu glauben. Für ihn gab es nur sich selbst. Und sein moralischer Kompass richtete sich ausschließlich in diese Richtung. Das hatte etwas Dunkles in ihm hervorgebracht, das sie fürchtete. Und nicht nur sie. Niemand setzte sich zu ihm oder trank gar auf sein Wohl. Man ging ihm aus dem Weg.

Insbesondere seit Callie verschwunden war. Mayra und sie hatten sich nur flüchtig gekannt, aber sie erinnerte sich an ihre freundlichen Grüße, wenn sie sich am Morgen auf der Straße begegnet waren. Aber auch an die Traurigkeit, die sie wie einen aus Kummer gewobenen Schleier über ihrem Antlitz getragen hatte. Ein Gefühl, das ihr bekannt war und von dem sie glaubte, es aus diesem Grund leicht in den Gesichtern anderer Menschen erkennen zu können.

Eines Tages war Callie plötzlich verschwunden. Wie eine anmutige Feder, die zuvor niemand bemerkt, und die der Wind still und leise an einen anderen Ort getragen hatte. Und die keiner vermisste. Auch Mayra nicht, die erst nach einigen Tagen bemerkte, dass ihre morgendlichen Grüße ausblieben.

„Was ist eigentlich mit Callie?“, hörte sie sich fragen. Ihre eigene Stimme kam ihr heiser und fremd vor.

Coles Mimik veränderte sich schlagartig, und etwas Abfälliges verformte den Ausdruck seiner spröden Lippen.

„Die ist weg“, kam es knapp und monoton zurück. „Hat sich wohl jemand anderen gesucht und die Insel verlassen.“

Für einen Moment zögerte sie, da sie sah, dass ihm dieses Thema unangenehm war. Aber dann empfand sie angesichts seines Unbehagens eine gewisse Befriedigung.

„Einfach so, ohne sich zu verabschieden? Ich hab sie früher fast jeden Morgen auf dem Weg zur Scheune gesehen.“

Ein Laut wie das Knurren eines Raubtieres drang aus Coles Kehle. In seinen Augen lag etwas Gefährliches, so als würde er sie gleich in Stücke reißen.

„Was weiß denn ich!“, bellte er. „Und jetzt bring mir ein Ale und lass' mich in Ruhe.“

Sie nickte stumm und schritt zurück an Baxters Tresen.

„Sei lieber vorsichtig“, flüsterte er, während er mit einem fleckigen Handtuch einen abgespülten Krug abtrocknete. „Du weißt doch, wie er ist.“

„Ich kann den Kerl nicht leiden!“, zischte sie.

„Seit Steve fort ist, scheint er zu glauben, ich müsste unbedingt von ihm getröstet werden.“

Baxter grinste. Und das steigerte ihre Wut umso mehr.

„Ich weiß wirklich nicht, was daran so lustig ist!“, flüsterte sie gepresst.

„Ich glaube, du nimmst das etwas zu ernst“, erwiderte er beschwichtigend.

„Du weißt, wenn er es übertreibt, pass' ich schon auf dich auf.“

Sie hätte ihm am liebsten den Krug aus der Hand gerissen und um die Ohren geschlagen. Sie führten diese Diskussion nicht zum ersten Mal. Insbesondere wenn es darum ging, wie sie auf die plumpen Annäherungsversuche der Gäste zu reagieren hatte, waren sie unterschiedlicher Meinung. Früher hatte sie darüber nicht viel nachgedacht. Manchmal hatte es sie sogar amüsiert. Selbst als sie ihr Herz schon längst Steve geschenkt hatte. Heute war das anders.

„Ich hab genug für heute!“

Mit diesen Worten lockerte sie den Knoten ihrer Schürze und knüpfte sie hastig an den Haken des Tresens, begleitet von Baxters entgeistertem Gesichtsausdruck.

„Das kannst du doch jetzt nicht machen! Du siehst doch, was heute los ist!“,

stammelte er ungläubig.

„Doch, kann ich. Vergiss nicht, Cole sein Ale zu bringen.“ Sie zögerte kurz, konnte sich jedoch eine letzte Anmerkung nicht verkneifen. „Immerhin sparst du dir so die Zeit, auf mich aufzupassen.“

Damit ging sie die knarrenden Holzstufen hoch in die Wohnräume des Wirtshauses. Oben war ein

schmaler Flur, an dessen Ende das Licht des Mondes blass durch das Fenster schien.

Links und rechts zwei Türen, von denen eine in ihre Stube führte, die andere in die Zimmer ihres Bruders.

Sie hatten schon immer in diesem alten Gebäude gelebt. Als Kind hatte sie sich geborgen hinter diesen Holzwänden gefühlt. Heute schien das Haus klein und eng zu sein. Ebenso das Dorf. Und die ganze Insel. Wieder spürte sie den Wunsch, das alles zurückzulassen. Doch mit was für einem Ziel? Zu welchem Preis? Egal, wohin sie flüchtete - der Kummer würde ihr folgen. Sie durfte ihren Bruder nicht verlassen. Es musste einen anderen Weg geben, sich von dieser Sehnsucht zu befreien. Aber was für einen? Vielleicht war es die Zeit, die ihr helfen würde.

Sie warf sich erschöpft auf ihr Bett, rollte sich auf den Rücken und starrte an die Decke. Die Stimmen aus der Schenke drangen leise an ihr Ohr.

Sie hörte Baxter, der irgendetwas rief. Dann ihren gleichmäßigen Atem. Durch das gekippte Fenster das Heulen des Windes. Das Geräusch nassen Schnees, der zärtlich an die Glasscheiben klopfte.

Als sie so vor sich hindämmerte, und ihre Gedanken endlich etwas Ruhe fanden, hörte sie das Heulen. Sofort war sie hellwach und schoss in die Höhe. Mit einem Satz sprang sie aus dem Bett und lief zum Fensterglas.

Dabei fiel ein Blumentopf von der Fensterbank zu Boden und zersprang. Sie fluchte leise, kannte dieses Heulen nur zu gut. Es war der Ruf eines Wolfes. Die Gedanken rasten durch ihren Kopf. Sollte das bedeuten, dass die Gefahr durch die Wölfe doch noch nicht vorbei war? Das alles wieder von vorne begann? Nein. Sie hätte fast mit dem Kopf geschüttelt. Dieser Ruf klang anders.

Sie konnte zunächst nichts erkennen, so dass sie hastig den Verschluss aufriss und sich ein Stück weit hinauslehnte. Wieder erklang das Heulen, als beabsichtigte es, ihr zu helfen, die Quelle der Rufe zu finden. Und da war er: Direkt unter ihrem Fenster, nahe eines unter Schnee begrabenen Gebüsches. Ein Isegrim sah zu ihr hoch. Sein Heulen verstummte. Ihre Blicke trafen sich und sie überlegte, wie sie sich verhalten sollte. Hinunter zu Baxter und den Anderen laufen und von der Rückkehr der Wölfe berichten? Aber da war nur ein einzelnes Geschöpf, von dem sie sich hier oben überhaupt nicht bedroht fühlte. Im Gegenteil. War dieses Tier der Grund, warum sie sich in den vergangenen Tagen häufiger

beobachtet gefühlt hatte? Der Wolf legte den Kopf schräg und sah weiter zu ihr hinauf, als würde er auf etwas warten. Ein Winseln wie das eines verspielten Hundes drang aus seiner Kehle.

„Was willst du?“, fragte sie, bemüht darum, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken. Der Wolf winselte erneut, erhob sich, ging einen Schritt auf sie zu und setzte sich dann wieder hin.

Die Stirn des Tieres war breit, der Brustkorb kräftig und ausgeprägt, der Rest des Körpers schlank. Etwas an ihm war ungewöhnlich. War es die Ruhe, mit der er dort saß und zu ihr hinauf sah? Sein Blick? Nein, es waren seine Augen! Wieder ein kurzer Laut. Wie eine Aufforderung.

Sie griff den Kragen ihrer Bluse und zog ihn fester zu; spürte, wie die Kälte der Nacht ihren Körper umklammerte. Dann plötzlich: ein Schrei. Baxters Stimme und polternde Schritte auf der Treppe, die sich hastig näherten. Sie sah kurz zur Tür ihres Schlafzimmers, daraufhin wieder zum Fenster. Der Wolf war verschwunden. Sie beugte sich etwas weiter vor, um zu sehen, in welche Richtung er gelaufen war. Aber sie konnte ihn nicht entdecken.

„Was bildest du dir eigentlich ein!?“, hörte sie Coles aufgebracht Stimme dumpf aus dem Flur durch die Tür dringen. „Wo bist du?“

„Raus hier!“, rief Baxter laut. Dann schien etwas zu Boden zu fallen.

Ein Körper?

Als sie gerade daran dachte, die Tür ihres Schlafzimmers schnell abzuschließen, wurde diese mit einem gewaltigen Tritt aufgestoßen und schlug krachend gegen die Wand.

Cole starrte sie an. Sein Gesicht voll Zorn und Verachtung.

„Komm her, du Miststück!“, brüllte er, stürmte auf sie zu und packte sie am Kragen ihrer Bluse, riss sie in die Höhe. Die Kraft seines Griffes drückte ihr schlagartig die Luft aus der Lunge.

„Bist du wahnsinnig geworden?“, presste sie hervor und packte seine Arme, um seinen Griff etwas zu lockern.

„Was mit meiner Callie passiert ist, geht dich einen feuchten Dreck an!“

Sein Mundgeruch war kaum zu ertragen.

Im Flur hörte sie Baxter leise stöhnen. „Hast du das verstanden!?“, setzte er nach. Kleine Spucketrophen landeten auf ihrem Gesicht.

Dann ein heftiger Schlag. Sternchen tanzten vor ihren Augen.

Die Ohrfeige hinterließ einen brennenden Schmerz, gefolgt von feinen Nadelstichen auf ihrer Wange. Die Angst machte sie für einen Moment handlungsunfähig. Dann dachte sie an ihr Kind. Sie musste etwas tun, sich irgendwie befreien!

Sein Griff umklammerte ihre Arme und so trat nach ihm. Er wich ihren Füßen geschickt aus. Jedoch er war für einen Moment abgelenkt genug, so dass es ihr möglich war, einen Arm loszureißen. Sofort schlug sie von Panik und Furcht getrieben nach ihm. In seinem Antlitz erkannte sie blutige Kratzer, die ihre Fingernägel in sein Gesicht gerissen haben mussten. Er heulte mit einer Mischung aus Schmerz und Zorn auf, so abgelenkt, dass er den Griff lockerte. Sie ließ sich fallen und rollte sich hastig zur Seite. Instinktiv legte sie die Hand auf ihren Bauch, aus Sorge um das heranwachsende Leben darin. Dann fasste sie nach einem Stuhl und riss ihn abwehrend in die Höhe.

Cole wirbelte herum und wollte wieder auf sie zustürmen, als Baxter ihn von hinten packte, zu Boden riss und auf ihn einschlug. Das Geräusch seiner Fäuste, die auf Coles Gesicht trafen, wurde begleitet von seinem keuchenden Atem. Coles Körper erschlaffte, während er ein leises und Aufgabesignalisierendes Jammern von sich gab.

Doch Baxter schlug weiter zu. Mayra legte ihm beruhigend eine Hand auf die Schulter. Sie befürchtete, dass er ihn ansonsten noch totschiagen würde.

„Ich denke, er hat genug“, sagte sie leise.

Baxter schnaufte, fuhr hoch und trat noch einmal kräftig nach Cole, der sich stöhnend zusammenrollte. „Ich will dich hier nicht mehr sehen, hast du gehört!? Dieses Mal bist du eindeutig zu weit gegangen!“

„Was war denn los mit ihm?“, fragte Mayra. Baxter fuhr sich mit der Hand durch die zerzausten Haare, bemüht sich wieder zu beruhigen.

„Ich weiß es nicht! Er stürmte mit einem Mal los, so schnell konnte ich gar nicht reagieren. Was hast du zu ihm gesagt, dass er so durchgedreht ist?“

Sie zögerte, verärgert darüber, dass er die Schuld für Coles Wutausbruch sofort bei ihr suchte.

„Gar nichts“, erwiderte sie. „Ich habe lediglich nach Callie gefragt.“

Baxter sah sie verwirrt an. Der Name schien ihm nicht das Geringste zu sagen.

„Seine Frau!“, fügte sie erklärend hinzu. „Hast du sie wirklich vergessen? Ist dir nicht aufgefallen, dass sie seit Wochen verschwunden ist?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ach die. Ist sie nicht mit irgendeinem anderen Kerl durchgebrannt oder so?“

Sie seufzte.

„Das ist jedenfalls, was Cole behauptet. Ich glaube das aber nicht.“

„Und was glaubst du? Dass er sie umgebracht und irgendwo vergraben hat, oder was?“ Er grinste, so als hätte er einen absolut absurden und abwegigen Gedanken laut ausgesprochen. Ihr war nicht nach Lachen zumute.

„Zutrauen würde ich es ihm jedenfalls“.

Baxter winkte ab, packte dann Cole und zog ihn unsanft aus ihrem Schlafzimmer hinaus. „Sei einfach etwas vorsichtiger mit deinen Fragen. Die Leute haben genug schreckliche Dinge durchgemacht.“

„Ach, jetzt ist es meine Schuld, dass er so durchgedreht ist?“

„Ich meine nur, dass du etwas ...“

„Schon gut, ich hab dich verstanden!“, unterbrach sie ihn. Bevor er irgendetwas erwidern konnte, schob sie ihn, mit dem Bewusstlosen auf der Schulter, aus dem Zimmer hinaus, und schloss die Tür. Atmete tief durch. Sie war ihrem Bruder mehr als dankbar für sein Eingreifen. Sie wollte sich gar nicht vorstellen, wie weit Cole in seinem Wutausch ansonsten gegangen wäre. Es war Baxters Einfältigkeit, die sie so zornig machte. Und sie spürte, dass ihr zunehmend die Geduld fehlte, seine Naivität zu ignorieren und hinzunehmen.

Sie seufzte und erinnerte sich wieder an ihren nächtlichen Besucher. Sie schritt zum Fenster, aber der Wolf war verschwunden. Hatte sie sich diese wunderliche Zusammenkunft nur eingebildet oder gar geträumt? Nein, dafür war die Erinnerung zu deutlich. Und der zerbrochene Blumentopf war ebenfalls ein stummer Zeuge der sonderbaren Begegnung.

Sie erinnerte sich genau an den Blick des Wolfes, an das Heulen und die merkwürdige Stille des Augenblickes, als hätte die Zeit den Atem angehalten. Sie zog sich aus und kroch zurück ins Bett, zog die Decke über den Kopf und dachte an Steve. Schließlich überwältigte sie die Müdigkeit, so dass sie endlich in einen traumlosen Schlaf fiel.

*

Das Grau des Himmels am Tag zuvor war einem klaren Blau gewichen. Der Schnee hüllte alles in eine merkwürdig friedliche Stille. Mayra schloss das Fenster und ging hinunter in die Küche, in der Baxter stand und Kaffee kochte. Es roch nach frisch gemahlenden Bohnen.

Ihr Bruder begrüßte sie mit einem wortlosen Nicken. Sie spürte ein flaues Gefühl im Magen und dieses raubte ihr sofort jeden Appetit.

Die morgendliche Übelkeit plagte sie in den letzten Tagen zunehmend. Obwohl sie den Duft des Kaffees liebte, ekelte sie sich bei dem Gedanken an seinen bitteren Geschmack und brühte sich daher lieben einen Kräutertee auf. Dann setzte sich zu ihrem Bruder an den alten Küchentisch.

„Wir müssen darüber sprechen, wie es mit dem Hof weitergehen soll“, unterbrach Baxter die Stille. Dabei schaute er stur auf seine Brotscheibe, die er so hingebungsvoll schmierte, als würde dieser Vorgang die höchste Konzentration erfordern.

„Was meinst du?“, fragte sie fast lautlos.

„Das Kind meine ich! Du wirst die schwere Arbeit hier nicht mehr lange machen können. Und wie soll das werden, wenn es erst da ist?“

Erstaunt stellte sie fest, dass sie sich darüber nicht viele Gedanken gemacht hatte. Er hatte recht, irgendwann wäre sie nicht mehr in der Lage, ihm auf dem Hof oder im Wirtshaus zu helfen, wie all die Jahre zuvor.

„Irgendwie schaffen wir das schon.“ Sie wusste, dass das eine ziemlich einfältige und dumme Antwort war. Aber sie hatte zu wenig darüber nachgedacht, um ihm diese Frage wirklich beantworten zu können.

„Wir werden eine weitere Hilfe einstellen müssen. Ich kann das alles nicht alleine schaffen, und du warst mir ehrlich gesagt schon in den letzten Tagen keine große Unterstützung.“

Nach diesen Sätzen biss er sich kurz auf die Unterlippe, so als würde er sie sofort bedauern. Sie wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Was sie fühlte. Zorn? Verständnis? Einsicht? Oder Reue? Ihr fehlten die Worte. Verwundert stellte sie fest, dass ihr eine Träne heiß über die kühle Wange lief. Das Ticken der alten Küchenuhr klang unnatürlich laut in ihren Ohren. Es war der Beweis dafür, dass die Zeit nicht stehen geblieben war, obwohl es sich so anfühlte.

„Hör mal“, begann Baxter unbeholfen. „Ich verstehe, dass das alles für dich nicht einfach ist. Und ...“ Er zögerte, rang nach den richtigen Worten. „Und ich weiß, dass du Steve vermisst.“ Wieder ein Moment der Stille. Dann, gefolgt von einem tiefen Seufzer: „Ich wünschte, ich könnte dir helfen, aber ich habe das Gefühl, alles nur noch schlimmer zu machen!“

Er griff nach ihrer Hand. Sie zuckte erschrocken zusammen und zog sie hastig zurück. Sein Blick wirkte so verletzt wie der eines geschlagenen Kindes. Sie hatte sofort ein schlechtes Gewissen.

„Was soll ich tun?“, setzte er fragend nach. Dann etwas lauter und zorniger: „Herrgott Mayra, du weißt, dass ich nicht gut in so was bin!“

Lass uns fort von hier, wollte sie sagen. *Gib das alles auf und lass uns woanders neu anfangen*. Stattdessen fragte sie:

„Was ist mit Cole?“

„Der wird sich hier so schnell nicht wieder blicken lassen. Tut mir wirklich leid, was da gestern passiert ist.“

Sie nickte stumm.

„Mir auch.“

Tick, Tick, Tick.

„Da war ein Wolf vor meinem Fenster.“

Er verschluckte sich an seinem Kaffee.

„Ein Wolf?“, fragte er hustend. „Bist du ganz sicher?“

Wieder nickte sie.

„Verdammt. Dann sind sie wieder da.“

„Das glaube ich nicht. Es war nur ein einzelnes Tier. Und ich hatte nicht das Gefühl, dass eine Gefahr von ihm ausging.“

Er sah sie an, als hätte sie etwas ungeheuerlich Dummes gesagt.

„Ein Isegrim, Mayra! Wo einer ist, da wird das Rudel nicht weit sein! Und muss ich dich daran erinnern, dass es genau diese Viecher waren, die Steve in Stücke gerissen haben?“

Er hatte recht. Sie hatte über die Verbindung zwischen dem Tod ihres Verlobten und den Begleitern der Windsängerin nicht nachgedacht. Jetzt fragte sie sich, warum nicht. Und ob das in diesem Fall von Bedeutung war.

Baxter setzte nach: „Und er war bei weitem nicht das einzige Opfer, wie du weißt! Das sind keine normalen Wölfe!“

„Aber auch keine Monster!“, platzte es aus ihr heraus.

Er sah sie an, als wäre sie dabei, den Verstand zu verlieren. Wie sollte sie ihm erklären, wie sie darüber dachte? Es kam ihr so unendlich mühevoll vor. Als würden mehrere Stimmen gleichzeitig in ihr diskutieren. Hatte Baxter denn schon vergessen, welch ein Grund sich tatsächlich hinter dem Unheil der letzten Jahre verborgen hatte? Pater Elias und seine schrecklichen Verbrechen? Die Morde und Lügen, die er wie eine unauslöschbare Spur aus Blut und Tränen hinter sich hergezogen hatte?

„Wir tragen einen Teil der Schuld. Wir haben das Dunkel und jede Lüge genährt.“

Wir wollten glauben, was der Pater uns predigte, und haben die Augen vor der Wahrheit verschlossen!“

„Ich kümmerge mich mal um den Schnee vorm Haus“, sagte Baxter, stand auf und schob dabei seinen Stuhl geräuschvoll nach hinten. Er griff nach der alten Schneeschaufel, die angelehnt neben der Küchentür auf ihn wartete. Mayra ballte ihre Hände zu Fäusten.

„Es hat sich überhaupt nichts geändert ...“, flüsterte sie tonlos.

Baxter schien für einen Moment in seiner Bewegung zu erstarren.

„Auf welcher Seite stehst du eigentlich?“ Seine Stimme war leise und grollend, wie eine drohende Lawine, die jeden Moment über sie hereinbrechen würde.

„Auf Raouls Seite“, erwiderte sie. „Glaubst du, er ist hierfür gestorben? Dass wir alle so tun, als hätten wir keine Schuld an den Dingen, die passiert sind?“

„Er wurde vom Pater erschossen!“

„Weil er versucht hat, ihn aufzuhalten! Weil er nicht so feige war wie wir!“

„Du meinst, nachdem er uns all die Jahre angelogen hat?“

„Ach, und darum hat er den Tod verdient? Du machst es dir wirklich einfach!“

Einen kurzen und doch unendlich scheinenden Moment schwiegen sie und blickten sich an.

Mayra schien, als würde ein tiefer Ozean zwischen ihnen stehen. Nein, es war dieser Ort. Es war Westonbridge.

„Nichts wird sich hier ändern. Und wir haben nichts aus all dem gelernt.“

Ihre Stimme war monoton und leise, als sie diese Erkenntnis aussprach, die sie selbst unendlich traurig und zornig zugleich machte.

Er schnaufte, schien erst etwas sagen zu wollen. Dann drehte er sich um und verließ ohne ein weiteres Wort die Küche. Die Anspannung wich aus ihrem Körper und sie vergrub erschöpft das Gesicht in den Händen.

*

Baxter schaufelte zornig den Schnee vor dem Gasthof aus dem Weg. Jedes Mal, wenn die Schaufel sich in den weißen Pulverschnee grub, der kurz darauf in einem hohen Bogen zur Seite geworfen wurde, stellte er sich vor, einen Teil der Wut aus dem Weg zu räumen, die es ihm so schwer machte, einen klaren Gedanken zu fassen. Das schlechte Gewissen plagte ihn. Er war seiner Schwester gegenüber nicht fair gewesen, das wusste er.

Viele ihrer Worte waren richtig, auch wenn er sich das Gegenteil einzureden versuchte.

Nicht zum ersten Mal ertappte er sich dabei, sich zu wünschen, dass alles wieder so wäre wie früher. Trotz all des Elends und der Angst, hatte er das Gefühl, dass er und seine Schwester sich damals näher gestanden hatten. Sie hatten manchen Streit aus dem Weg gelacht. Jetzt hatte er den Eindruck, sie in Ketten zu legen. Er spürte ihre Sehnsucht nach Veränderung und Sicherheit. Für sie und das Kind.

Aber ich kann das alles doch nicht einfach so aufgeben, dachte er. Er drehte sich um, sah zu dem Fenster hinauf, hinter dem sich früher das Schlafzimmer seiner Eltern befunden hatte. Wenn sein Vater mit ihm in den Hof gegangen war, um mit ihm frisches Holz für die kalten Winterabende zu fällen, hatte er oft das Gesicht seiner Mutter am Fenster gesehen. Er erinnerte sich an ihr Lächeln, so voller Liebe und Wärme. Ein Lächeln, das Zuhause und Heimat zugleich für ihn gewesen war.

Jeder Stein dieses Hauses war für ihn von dem Gefühl erfüllt, dass das Lächeln seiner Mutter damals in ihm ausgelöst hatte. Das aufzugeben und als Teil eines vergangenen Lebens zu betrachten, fiel ihm sehr schwer.

Er schüttelte den Kopf. Dann zog er den rechten Handschuh aus und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

Mit zusammengekniffenen Augen blinzelte er in den Himmel und genoss die Sonnenstrahlen auf seinem Gesicht. Die kalte Winterluft roch nach Schnee und in der Ferne hörte er einige Meisen schimpfen. Als er den Blick wieder senkte, um den Rest der Massen zur Seite zu schaufeln, sah er den Wolf. Er saß nahe beim dichten Buschwerk, hinter dem die Bäume eine Wand zu bilden schienen, und schaute zu ihm hinüber.

Baxter umklammerte den Griff der Schneeschaufel mit beiden Händen und hielt sie abwehrend vor seinen Körper. Dabei gab er keinen Laut von sich und atmete flach. Sein Blick schweifte hastig umher, um zu prüfen, ob sich noch weitere Tiere zeigten. Aber da war nur dieses einzelne, das ihn anblickte und ein aufforderndes Jaulen von sich gab, so als würde es ihn zu einem Spiel animieren wollen.

War das der Wolf, den Mayra in der Nacht zuvor gesehen hatte? Seine Zweifel an ihrer Schilderung waren wie weggeblasen. Er sah das Tier direkt vor seinen Augen.

Wie seine Schwester fühlte er keine Gefahr von ihm ausgehen. Sein Verhalten war anders als das der ruhelosen Begleiter der Windsängerin.

Er spürte weder Zorn noch Hass. Vielmehr eine eigenartige Friedfertigkeit und Ruhe. Er öffnete den Mund, um irgendetwas zu sagen, aber er fand keine Worte, die zu passen schienen. So nickte er ihm nur stumm zu und ließ die Schaufel langsam sinken.

Der Wolf zuckte mit den Ohren und stand auf, gab dabei erneut ein kurzes aufforderndes Geräusch von sich. Wie ein Hund, der seinen Besitzer dazu anhielt, mit ihm vor die Tür zu gehen.

Baxter runzelte die Stirn. Diese Begegnung hatte etwas Unwirkliches an sich.

„Was willst du?“, fragte er leise.

Der Wolf drehte sich einmal im Kreis und ging dann einige Schritte in Richtung des Waldes. Dann sah er erneut zu ihm.

„Ich soll dir folgen?“

Wieder ein kurzer Laut. Eine Bestätigung auf seine Frage.

Baxter zögerte. War das nur ein Trick, um ihn unauffällig aus dem Ort zu locken?

Erst langsam, dann zunehmend schneller, schritt er hinter dem Tier her, hinein in das dicht verschneite Buschwerk des Waldes. Dabei sah der Wolf immer wieder zurück, bedacht darauf, den Abstand kurz zu halten. Knochige Zweige schlugen Baxter in das Gesicht.

Er wischte sich hastig den kalten Pulverschnee aus seinem Bart. An einigen beschwerlichen Stellen nutzte er die Schneeschaufel, um sich besser abzustützen. Endlich blieb der Wolf an einer kleinen Lichtung stehen, setzte sich und wartet geduldig darauf, dass sein Begleiter ihn erreichte.

Baxter war bemüht, einen gesunden Abstand zu dem Tier zu halten. Er wollte durch seine Neugierde nicht zu übermütig werden. Argwohn und Vorsicht kitzelten seinen Verstand.

Die blauen Augen des Geschöpfes fixierten den Boden, während es mit seinen kräftigen Tatzen über den verschneiten Untergrund schabte. Dann blickte der Wolf wieder zu seinem Begleiter, kläffte knapp und energisch. Baxter zuckte erschrocken zusammen.

Der Wolf stand auf, ging ein paar Schritte zurück und fixierte stur die Stelle, an der er gegraben hatte.

„Was mache ich eigentlich hier?“, fragte Baxter sich laut, als er langsam auf den Fleck zuschritt, an dem zuvor der Wolf gesessen hatte. Er zeigte auf die Stelle.

„Soll ich hier graben? Oder was willst du?“

Baxter erschrak. Ein lautloses Nicken war die Antwort. Es wirkte fast menschlich.

Er umklammerte fest den Griff seiner Schaufel.

„Na gut“, sagte er und stieß sie sie kraftvoll in den Schnee. Bald traf er auf gefrorene Erde. Ohne einen richtigen Spaten zu nutzen, musste er besonders viel Energie aufbringen, um tiefer zu kommen. Eine gespenstische Stille umgab ihn, kein Vogel war mehr zu hören und selbst der Wind schien den Atem anzuhalten. Nur das monotone Rauschen der Meereswellen erklang aus der Ferne.

Schließlich stieß die Schaufel auf einen weicheren Gegenstand. Baxter zögerte kurz und grub dann vorsichtig weiter, während sich langsam eine Form im wurzeligen Erdreich abzeichnete. Jemand hatte etwas in einen dicken Jutestoff gewickelt und vergraben! Aufgeregt stemmte er die Schneeschaufel in den Boden, sah zu dem Wolf hinüber. Der Blick aus den blauen Augen wanderte zwischen ihm und dem Loch im Erdboden hin und her.

Baxter riss den feuchten Jutestoff an einer Stelle vorsichtig auf. Gleichzeitig stieg ihm ein unangenehmer Geruch in die Nase. Der Gestank von Tod, von Verwesung. Er fuhr erschrocken in die Höhe, als er die verfaulten menschlichen Überreste unter dem Stoff erkannte. Panisch sprang er aus dem Loch hinaus, fiel zu Boden und rang nach Luft. Die Gedanken rasten durch seinen Kopf. Sie überschlugen sich, vom Grauen des Fundes in sämtliche Richtungen getriebenen.

Er blickte an sich herab, sah seinen Brustkorb, der sich aufgrund seiner schnellen Atmung hastig hob und senkte. Blickte wieder zum frisch ausgehobenen Loch im Boden. Dann auf seine Hände, die von der schweren Arbeit schmerzten. Wer hatte diesen Körper hier begraben? Warum hatte der Wolf ihn hierhin geführt? Und um wen handelte es sich überhaupt bei der Leiche?

Er erinnerte sich an das Gespräch mit Mayra. Und an Cole. Konnte das möglich sein? War SIE das?

Da hörte er die laute Stimme voll bebendem Zorn. Er kannte sie nur zu gut.

„Was zum Teufel hast du hier zu suchen?“

Schnelle Schritte stürmten auf ihn zu. Ehe er sich aufrichten konnte, spürte er Coles schweren Körper auf sich. Und seine Hände, die sich wie ein Schraubstock fest um seinen Hals legten. Er versuchte zu schreien, aber aus seiner Kehle drang nur ein röchelnder Laut. Er griff nach Coles Armen, um sie irgendwie wegzudrücken, aber die Umklammerung seines Griffes löste sich keinen Millimeter.

Sein ganzer Körper schrie nach Luft, noch immer spürbar erschöpft vom Graben. Er trat um sich, griff nach Coles Gesicht, konnte es jedoch nicht erreichen. Sein Blick suchte den Wolf, aber das Tier war verschwunden.

Sterne tanzten vor seinen Augen, als sich das Panorama zu einem schmalen und immer dunkler werdenden Spalt verengte.

„Du verdammter Mistkerl! Wie hast du sie gefunden!?“, brüllte Cole. „Sie hat es nicht anders verdient! Ich konnte dieses Jammern nicht mehr ertragen!“ Seine Stimme klang für Baxter dumpf und fern, als würde er sich unter der Oberfläche eines tiefen Gewässers befinden. „Es ist nicht meine Schuld! Hörst du? Es ist nicht meine Schuld!“

Das Blut rauschte pochend in seinen Ohren. Er spürte, wie ihn langsam jede Kraft verließ. Cole schrie unaufhörlich weiter. „Jeden Tag sehe ich ihr dämliches Gesicht vor mir! Wie sie mich anstarrt. Und jeden Tag bin ich hier, um sicherzugehen, dass die Schlampe bleibt, wo sie hingehört! Und dann finde ich ausgerechnet dich hier!“

Wenn er doch nur etwas Luft bekommen könnte! Er war kurz davor in eine ewige Ohnmacht zu fallen, an deren Ende das Lächeln des Todes auf ihn wartete.

„Wenigstens gibt mir das die Gelegenheit, mich für gestern Abend zu revanchieren!“

Ein Lachen, in dem der Wahnsinn tanzte.

Dann ein dumpfer Schlag, gefolgt von einem Schrei und gurgelnden Geräuschen.

Und Luft! Endlich wieder Luft! Kräftig sog er den Sauerstoff der kalten Winterluft in seine Lunge. Sein Hals schmerzte. Benommen sah er sich um. Was war geschehen?

Da sah er den Wolf über Cole, aus dessen aufgerissener Kehle pulsierend das Blut spritze. Das Tier hatte sich fest in seinen Hals verbissen. Die Beine des kräftigen Mannes zuckten hilflos. Hände griffen ins Leere. Schließlich erschlaffte der Körper und es wurde ganz still. Baxter traute sich nicht, sich zu bewegen, da er für einen Moment befürchtete, dass Tier könne womöglich auch ihn anfallen.

Der Wolf ließ vom leblosen Körper ab und drehte sich zu ihm, die Schnauze voller Blut. Er senkte den Kopf, so als wolle er zeigen, dass keine Gefahr von ihm ausging. Vorsichtig streckte Baxter die Hand nach ihm aus, und fühlte das weiche Fell zwischen seinen Fingern. Das Tier ließ ihn gewähren. Ihre Blicke trafen sich. Er hatte das Gefühl, ein Kitzeln in seiner Seele zu spüren.

„Du hast mir das Leben gerettet“, sagte Baxter leise und schloss für einen Moment erschöpft die Augen.

Eine einzige Erkenntnis flammte in seinen Gedanken auf. Klar wie eine Stimme, die nicht seine eigene war. Nah und vertraut. Eindringlich.

„Lass sie gehen!“

Nachdem er die Augen wieder öffnete, war der Wolf verschwunden.

Er war alleine. Alleine mit zwei Leichen.

Der Ruf einer Krähe erklang, als würde sie ihn verspotten.

Ein humorloses Lächeln umspielte seine Lippen.

Ja, der Fluch mochte gebrochen sein.

Aber die Dunkelheit würde diesen Ort niemals verlassen.

*

Der Schnee war geschmolzen und ein Hauch von Frühling zeigte sich in den zarten Knospen der Büsche, aus denen sich die ersten Spitzen der grünen Blätter an das Licht kämpften. Mayra legte die Rose behutsam vor den Grabstein. Dann kniete sie sich vorsichtig hin. Ihre Hand berührte das graue Gestein.

„Heute ist es soweit, mein Liebster“, sagte sie leise.

„Heute bin ich zum letzten Mal hier. Aber ich weiß, dass du immer bei mir sein wirst.“

Wie nah er ihr an diesem Ort der Trauer und des Abschiedes doch zu sein schien!

„Ich werde immer an dich denken“, fügte sie hinzu.

Zärtlich umspielten sie mit ihren Fingerspitzen seinen in Stein gehauenen Namen. Sie wusste inzwischen genau, wie sich die geschwungenen Formen der Buchstaben anfühlten.

„Ich habe Angst“, sagte sie mit brüchiger Stimme. Dabei blickte sie auf ihren Bauch, dachte an das Kind. Ihre Schwangerschaft war nun deutlich zu sehen.

Tränen liefen ihr über das Gesicht. Ihr salziger Geschmack legte sich auf ihre Lippen. Sie fand so viel Freude und Erleichterung in diesem Aufbruch. Dennoch blieb es auch ein Abschied.

Nach der Begegnung mit dem Wolf, und dem grauenvollen Fund von Callies Leiche, hatte Baxter seine Meinung geändert. Er war es gewesen, der vorgeschlagen hatte, Westonbridge und damit Haddington Island zu verlassen.

„Dieser Ort ist nicht der richtige Platz für das Kind“, hatte er gesagt. „Hier gibt es zu viele Erinnerungen an Tod und Verderben.“

Sie hatten lange darüber gesprochen, sich einander fast wieder so nahe gefühlt wie all die Jahre zuvor. Gemeinsam eine wichtige Entscheidung getroffen.

„Bist du soweit?“, hörte sie Baxters leise Stimme hinter sich.

„Einen Moment noch“, antwortete sie heiser.

„Ist gut. Komm dann einfach runter, ich bin unten am Tor.“

Sie wartete einen Augenblick, ehe sie sich wieder zum Grabstein hinab beugte.

„Wir werden eine wundervolle Tochter haben. Ich spüre sie jeden Tag in mir heranwachsen. Sie wird deine blauen Augen haben. Und dein Lachen. Du wirst sehen.“

Tränen verschleierten ihren Blick.

„Unser Schiff fährt gleich los. Wir haben zwar nicht viel Geld für den Hof bekommen, aber es wird für den Anfang reichen. Baxter hat ein altes Gasthaus in Moss Creek gekauft. Es wird noch ein paar Wochen dauern, bis alles renoviert ist. Aber es ist ein Neuanfang. Mitch und seine Schwester Paggy werden mit uns kommen. Ich glaube, Paggy hat eine Schwäche für Baxter.

Aber du kennst ihn, er merkt das natürlich nicht. Gut, dass er mich hat. Ich habe ihn lange nicht mehr so glücklich gesehen. Ich weiß, dass ihm die Entscheidung nicht leicht gefallen ist.“

Vorsichtig richtete sie sich wieder auf.

„Auch wenn ich fort bin, mein Herz wird hier an deinem Grab wachen. Und ich weiß, dass du immer bei mir sein wirst.“

Ein kurzes Jaulen, direkt hinter ihr.

Sie wirbelte herum.

Der Wolf saß da und sah sie an.

Er regte sich nicht, wirkte wie eingefroren und zeigte keinerlei Regung. Spielte ihr der Verstand einen Streich? Oder war diese Begegnung real? Sie hatte in den vergangenen Wochen so oft an den Wolf gedacht. Und an das, was Baxter ihr erzählt hatte. So stellte sie leise eine Frage, deren Antwort sie schon lange in ihrem Herzen gefunden hatte: „Steve?“

Das Tier legte den Kopf schräg und schwieg.

Es waren seine Augen, in denen sie ihn so deutlich wie nie zuvor wiedererkannte. Seine Nähe war es, die sie begleitete. Der Baxter zu Callies Grab geführt und ihm das Leben gerettet hatte. Sie hatte in den vergangenen Wochen oft nach ihm gesucht, aber ihn nicht mehr finden können. Manchmal war da ein flüchtiger Schatten, den sie für den Bruchteil einer Sekunde in ihren Augenwinkeln erkannte. Oder ein kleines Licht, von dem sie wusste, das es irgendwo auf der Insel über sie wachte. Über sie und ihren Bruder.

Sie beugte sich herab und legte ihre Arme um den Wolf. Sie spürte keine Angst, keine Sorge. Nur sein weiches Fell und seine vertraute Gegenwart.

„Ich liebe dich“, flüsterte sie. Dann formten ihre Lippen Worte, die sie viel Kraft und Überwindung kosteten.

Aber sie wusste, dass es wichtig war, sie auszusprechen. Denn dass er noch hier war, all die Zeit ihre Nähe gesucht hatte, bedeutete, dass er nicht wie die anderen ruhelosen Seelen gegangen war. Vielleicht hatte ihr Kummer ihn an diesen Ort gekettet.

„Du bist jetzt frei, mein Liebster. Lass los. Du bist nicht mehr an diese Gestalt gebunden.“

Ein kurzer und leiser Laut drang aus der Kehle des Tieres, wie ein trauriger Seufzer. Wie ein wortloser Abschied.

Sie kraulte das dichte Fell hinter seinen spitzen Ohren. Durch den Schleier ihrer Tränen konnte sie kaum etwas erkennen.

Er leckte ihr zärtlich über das Gesicht.

Sie wollte noch vieles sagen, aber ihr Hals war wie zugeschnürt. Und sie wusste, dass sie alles gesagt hatte, das in diesem Augenblick für ihn wichtig war.

So stand sie auf, blickte noch ein letztes Mal zurück, und ging dann mit zittrigen Beinen auf Baxter zu, der sie schon erwartete und ihr ein aufmunterndes Lächeln schenkte.

„Hast du ihn gesehen?“, fragte sie, während sie langsam den Weg hinunter zum Hafen schritten.

„Wen?“

„Schon gut.“ Die Frage war ihr Antwort genug.

Sie würde die Erinnerung an diese letzte Begegnung unausgesprochen in ihrem Herzen bewahren. Und für immer mit sich tragen. Westonbridge war ein Teil ihrer Vergangenheit. Ein neues Leben wartete auf sie. Frei von all den dunklen Ereignissen, von vertrauten Sorgen und Ängsten. Sie blickte noch einmal zurück zum Friedhof.

Eine geisterhafte Gestalt stand wie ein fast durchsichtiges Trugbild am Tor und sah ihr hinterher. Dann löste sie sich langsam auf.

Verschwand, und schenkte ihr am Ende ein Lächeln.